Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 5 (1998)
Heft: 49

Artikel: "Do chont er, de Hööggler" : Flashback ins Haggen-Quartier der 40er Jahre

Autor: Kurer, Fred

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-885664

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

An einem nasskalten Nachmittag durchstreift der Schriftsteller Fred Kurer Haggen – Quartier seiner Jugend, das heute eine Zer-Siedlung ist.

«Do chont er, de Höögler»

Flashback ins Haggen-Quartier der 40er Jahre.

Wieso «Quartier»? Als ich 1946, im Alter von ziemlich genau zehn, hierher kam, bestand «der Haggen» in meiner Erinnerung aus gerade erst folgendem:

Einem Bahnhof (sehr schön, in genormter BT-Manier) samt Geräteschuppen und WC-Häuschen; der Mosterei Hafner, wo wir Getränke fassweise oder in bauchigen Achtliterflaschen bezogen; sechs imposant uniformen Einfamilienhäusern an der Boppartshofstrasse; dem kleinen Bauernhaus vis-à-vis Haggenstrasse 61, wo Bauer Gmür mit seinem Verdingbuben Ernstli Anderegg acht Kühe besorgte; dem «Schlössli Haggen», einer Mischung zwischen Ausflugs- und Säftlerbeiz, mit dem Wolfgang-Kapelleli darüber; Milchmann Suhners grosser Liegenschaft und eben: den ganz neu erbauten vier Ganzoni-Blöcken.

Ganzoni lässt wohnen

Letztere hätten diese Bezeichnung eigentlich gar nicht verdient: es waren und sind zweistöckige einfache Wohnhäuser. Als Drittklässler aber, der vom Land (Ebnat-Kappel) «in die Stadt» gekommen war – auf dem Beifahrersitz von Ruckstuhls Zügelwagen Numero 15 – war ich stolz auf das Wort «Block». Es klang sehr städtisch.

Das neue Zuhause war komfortabel: Stube, Elternschlafzimmer, Studierzimmer (für meinen Vater) plus eigenes Zimmer für mich.

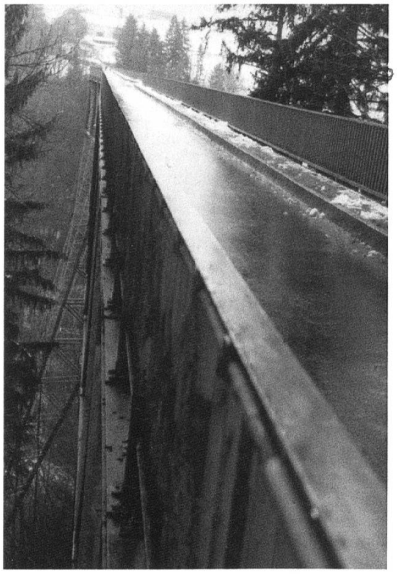
Ganzoni hatte die Häuser für seine Arbeiter gebaut. Seltsam eigentlich, dass wir, mein Vater war Primarlehrer, trotzdem eine Wohnung dort bekommen sollten. Mietzins um die hundert Franken (Jahresgehalt eines Lehrers, zehn Jahre später, um die sechstausend).

Geheizt wurde mit Kohle von der Küche aus; in der Stube stand ein hochmoderner Heissluft-Kachelofen, von dem gesagt wurde, dass er die Wände besonders lange zu speichern imstande sei. Schlimm für meine Mutter war nicht das Kohleschleppen aus dem Kellerabteil – das gehörte zu meinen Aufgaben –, aber die Tatsache, dass der Ofen oft «ausging» (das Feuer erstickte) und sie ihn auf den Klinkerboden der Küche, neben den Käfig mit meinen weissen Mäusen, «ausräumen» musste.

Haggenstrasse 63. Die Strasse war noch nicht geteert, entsprechend sturzfördernd für mich Anfänger-Velofahrer und sehr staubig im Sommer. Da kam gelegentlich, was wir einen «Splittwagen» nannten, vorbei: ein Wagen des städtischen

Späte 40er Jahre. Der junge Fred Kurer im Garten des Ganzoni-Hauses Haggenstrasse 63 – am ersten Schultag ins Untergymi (nachdem er fürs «Bürgli» untragbar geworden war).
Foto: Privatarchiv

Bahnhof Haggen. Zwischenstation im Niemandsland zwischen St. Gallen, Gossau und Herisau.
Alle Fotos: Leo Boesinger



98 Meter tief und Schauplatz jugendlicher Mutproben: Die «Ganggelibrogg».

Strassenverkehrsamtes, der nicht nur Wasser auf Kies und Sand spritzte, sondern eine Art Eis, das nur langsam in der Sonne schmolz.

Als Viertklässler hatte ich drei Spielkameraden, mehr oder weniger identisch mit den einzigen drei schulpflichtigen Knaben im damaligen (Nicht-)Quartier. Der erste war Kurt Meierhofer – er sang wundervoll im St. Galler Knabenchor, konnte aber immer nur die zweite Stimme eines jeden Liedes –, der zweite Eugen Tanner, Sohn des Bahnhof-Vorstandes Tanner. Er wohnte im ersten Stock des Bahnhofs «Haggen» mit direkter Sicht auf den Friedhof Bruggen; als sein Vater starb, konnte er vom Fenster aus von Anfang bis zum letzten Spatenstich zusehen, wie man das Grab aushob.

Ernstli, der Knecht, war kein Kamerad: er musste im Stall arbeiten, hatte auch keine Zeit für die Hausaufgaben. Er war verschupft.

Mit Vreni Suhner und später auch mit Erika Laub hätte ich gern gespielt. Allein, ich merkte bald, dass man «in der Stadt» so etwas nicht tat als echter Bursche. Wer's trotzdem wagte, den strafte man mit Verachtung: Mit «Gofen», später «de Wiiber» gab man sich nicht ab. Bis zum Konfirmandenalter nicht. Da war's zu spät: nie hätte ich sagen dürfen, dass ich in Vreni («d Suehneri») ein halbes Jugendleben lang verliebt gewesen war.

Gefährliches Spiel mit der Badehose

Eugen, Kurt und ich gingen schwimmen im «Zwei» oder «Drei». So nannten wir die Badeplätze unten an der Sitter. Man stieg die Hundwilerleiter hinunter von der «Ganggelibrogg», oft, nachdem wir – Todesangst spielte dabei immer mit – ein paar Mutproben auf dieser verübt hatten: sich weit übers

«Wehmut will keine aufsteigen an diesem Nachmittag. Nur eine Art Bedauern vermischt mit einem Bissen Bitterkeit». Fred Kurer vorm Haggener Bahnhof.

Wolfganghof Haggen: Stilleben mit Bauernhaus, Neusiedlung und Baumhütte.

Geländer der Brücke hinauslehnen, dann über dieses hinausklettern und wieder zurück. Zu den harmlosen Spielchen gehörte: Badehose die 98 Meter hinunter segeln lassen, hinterher spucken, und diese (die Badehose) unten wieder finden. Mehr als einmal landete sie auf einem Baum oder dem Dach einer der Zweibrücken. Katastrophe: in Wattbach oder Sitter.

Skifahren war möglich direkt hinter dem Haus. Man täppelte eine Piste hinauf bis zur Oberstrasse. Schlitteln war etwas für Kindergärtner, Gofen und Wiiber. Auch das «Schlittschüehle» war für uns lange Zeit unter jeder Würde, für mich insbesondere, nachdem ich meinen Vater, einen in fast jeder Disziplin ausgezeichneten Sportler, beobachtet hatte, wie er, nach Frauenmanier, Kunstfiguren probierte auf dem «Lerchenfeld». Das Lerchenfeld war damals eine «Natureis-Schlittschuhbahn», auf der man sich ärgerte, wenn einem die «Orgeli»-Schlittschuhe immer wieder von der Schuhsohle flogen. Manchmal sogar mit dieser. Hockeyschuhe waren «schiissig»: für uns etwas «für Riichi».

Achtung: Die Bröggler Gang!

Was schlimm war, ganz schlimm: In die Schule gehen. Die Länge des Schulwegs (20 Minuten) und die Klassengrösse (44 Schüler und Wiiber) störten nicht. Aber die jungen Burschen aus Bruggen («d Bröggler») waren eine eingefleischte Dorfbande, und wir wenigen Hööggler *fremdi Fötzel, huere Tübel,* die «hier im Dorf» nichts zu suchen hatten. *Hier* hiess unterhalb der BT-Brücke, wo diese den Bogen über die Haggenstrasse spannt, hiess insbesondere aber unterhalb der SBB-Barriere, die sich alle paar Minuten über besagte Strasse legte, das heisst immer dann, wenn ein Zug aus oder in Richtung Zürich brauste.

«Do chont er, de Hööggler», ertönte, in meiner Erinnerung, siebzehntausendfach der Schlachtruf, der aufrief zum einseitigen Halali. Nicht, dass ich ständig verprügelt worden wäre wegen meines Fremdseins in Bruggen, aber «nachgerufen» (so sagte man) wurde mir die ganze Zeit. Ich begriff das nie. Bis aus meinem Elend die Keller-Buben (bekannt als die letzten Schlunggis) mich erlösten und anfingen, mich vehement zu verteidigen als einen der ihren. Die Mutprobe hatte ich abgelegt: einem Bröggler, der mir drohte «di verwütsch i schono» bewies ich das Gegenteil: Ich schlüpfte unter der geschlossenen Barriere durch, knapp vor einen nach St.Gallen einfahrenden Schnellzug (und somit dem eigenen Tod) vorbei. Die Barrierefrau erlitt eine Herzattacke – und ich kriegte, zuhause, eine Tracht Prügel, wie ich sie vor- und nachher nie erleben musste.

Aber von da an – und von da an immer mehr – gehörte «der Haggen» zu Bruggen. Zu spät für mich, um Heimat zu werden. Ab zwölf, nach der Primarschule, musste man ja ins «Bürgli», und da hatte man kaum Zeit mehr für anderes als die Schule, insbesondere, da sie einen ja mittwochnachmittags wenn nicht mit Chorsingen, so mit Arrest belegte.

Und heute? Eine Zer-Siedlung

Donnerstag, 12. März 1998. Mit Leo Boesinger, dem Fotografen von «Saiten», gehe ich durch das, was man eben heute ein Quartier nennen könnte. Ein Quartier ohne Zentrum. Eine Siedlung eben. Eine Zer-Siedlung. Es ist ein nasskalter, unfreundlicher Tag. Beim Bahnhof Haggen treffen wir uns. Grösser ist er geworden. Und hässlich: Um seine Mitte schlingt sich eine Art Bauchpneu als Dach. Die Sicht auf Bruggen: SIGVARIS.

Die Mosterei Hafner ist frisch aufgerüstet. Unter dem mächtigen Riegelbau hat sich eine Coiffeuse eingerichtet. Trendig. Hinten, wo Schnaps gebrannt wurde, sägschnitzt, höre ich, F. F. Müller jetzt Skulpturen.

An den imposanten Reihenhäusern (Meierhofer!) hängen Wintergärten. Das Bauernhaus Gmür ist verschwunden, samt dem geplagten Ernstli. Auf der zweifach verbreiterten Strasse verkehrt viertelstündlich der Trolleybus zum Wolfganghof. Das «Schlössli Haggen» ist zum Feinschmecker-Lokal geworden.

Vreni Suhner hat längst wohl Enkelkinder.

Und die Ganzoni-Blöcke? Nicht mehr der Rede wert. Ich fange an, die Häuschen, Häuser, Blocks zu zählen. Bei 75 höre ich auf. Blick auf die neue Siedlung unterhalb der Wolfgang-Kapelle direkt bei der Ganggelibrogg: Reihenhäuschen, wursträdchenhaft. Stichwort «Verdichtetes Bauen». Bauherr soll eine Pensionskasse sein, und verkauft seien die meisten Häuschen bis heute nicht.

Berühren tut's mich nicht, eigentlich. Wehmut will keine aufsteigen an diesem Nachmittag. Nur eine Art Bedauern vermischt mit einem Bissen Bitterkeit. Und so etwas wie Trauer darüber, dass ich im Quartier, in dem ich einen wichtigen Teil meiner Jugend verlebte, nie zuhause war, nie eine Heimat finden durfte. Bis heute nicht. ■

Fred Kurer